

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Die grobe Wirtin von Fischbach. Einem alten Bericht nacherzählt

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Gebetbuches, von zweierlei gefäufigerer Rinderschrift festgehalten, steht:

Gottes Engel, den er sendet,
Hat das Böse, was der Feind
Anzurichten war gemeint,
In die Ferne weggewendet.

Diese Zeilen hatten Pauderl und Peterl in wechselnder Folge selbst niedergeschrieben.

Und das Böse hat sich hernach in der That von ihnen abgewandt: sie sind zu braven Christenmenschen geworden, deren Rechtschaffenheit und Gottesfurcht die Mitbürger rühmten.

Durch den Vergleich verschiedener Schriften, den mir ein Zufall ermöglichte, konnte ich auch feststellen, daß der Gänsekiel, der bei der Niederschrift jener anderen Zeilen am Eingang zu meinem Gebetbuch gebraucht worden war, dem Jarnsdorfer Großvater gehörte. Der machte den Vermerk zur bloßenden Erinnerung an die lichte Herkunft des Büchleins am Sonntag nach dem Markt, als ihn seine Enkelkinder heimsuchten, um ihm den Schatz vorzuweisen und sich mit Anstand, ohne Fluch und Scheltwort, zu bedanken.

Der Sonntag war just trüb, es regnete sogar zeitweilig. Dennoch trug der Ahndel die heiterste Miene zur Schau, und beim Aufbruch der Brüder holte er mit seinem Krückstock eine Schwinde vom Nagel und füllte sie bis an den Rand mit Äpfeln. Das war keine gewöhnliche Bezeugung der Liebe, denn die Äpfel waren die letzten aus der verwichenen Obsterte. Aber der Ahndel hatte an der Wandlung Pauderls und Peterls, die in der Hauptsache er bewirkt hatte, auch eine ungewöhnliche Freude erlebt. Sie wog das Geschenk reichlich auf. Indessen der Ahndel eignete sich den Erfolg nicht selbstüchtig an, sondern übertrug ihn in frommer Bescheidenheit auf die göttliche Handreichung.

„Ja,“ so murmelte er während des geschäftigen Waltens um den Apfelforb, — und damit endet die Geschichte von Pauderls und Peterls Befehring — „ja, mit Gottes Hilfe ist's nicht schwer, den Teufel auszutreiben, und wenn er gleich in zwei wilden, jungen Tagbären steckt!“

Die grobe Wirtin von Fischbach.

Einem alten Bericht nacherzählt.

Win einem herrlichen Lusttage auf der Fahrt nach Kloster Audorf begriffen, beschloß König Max I. von Bayern, bei der Wirtin von Fischbach einzukehren, die wegen ihrer vortrefflichen Fischbereitung und nicht weniger wegen ihrer rücksichtslosen Grobheit weit und breit berühmt war. Als eine Stunde zuvor ein Kurier die Ankunft des Königs meldete, erschrak der Wirt nicht wenig, die Wirtin aber verzog keine Miene und ließ sich beim Buttern, das sie erst angefangen hatte, nicht im

mindesten stören. „Ja, Diesel,“ rief ihr Mann, „hörst du denn nicht?“ Der König kommt und du sollst ihm Fische richten, wie er wünscht. Laß jetzt das Buttern sein!“

„So,“ entgegnete fast die Wirtin, „macht mir vielleicht der König die Butter fertig? Hätte er früher geschickt, bevor das Gefinde ins Heu ist. Jetzt muß er halt warten.“

„Aber Weib,“ rief wieder ganz ängstlich der Wirt, „red' doch nicht so. Du wirst doch um alles in der Welt gegen den König nicht so grob sein wie gegen alle anderen Christenmenschen.“

„Spar deine Worte, Sepp, ich weiß schon, was man seinem Landesherren schuldig ist. Nimm lieber die Schlüssel und gib frische Tischtücher heraus, damit die Tische fein sauber aussehen. Schick den Hans auf die Wiese, daß er mir die Midei heimholt zum Helfen. Und du gehst zum Fischhalter und holst die schönsten Fische. Unterdessen mache ich die Butter fertig und der König bekommt gleich frische mandelsüße Butter.“

„Wieviel Miteffer kommen denn mit dem König?“ fragte die Wirtin den Kurier.

„Miteffer?“ —

„Oder Hoffschranzen, wenn Ihm der Titel besser gefällt.“

„Ah, die Frau Wirtin meint wohl, wieviel Serren im Gefolge Sr. Majestät kommen.“

„Na, ja, das kommt auf eins raus.“

„Mit den Lakaien neun Personen.“

„Lakaien? Das sind wohl die Brettelhupfer?“

„Brettelhupfer? Liebe Frau, Sie scheint für alles Ihre eigenen Benennungen zu haben.“

„Hab' ich auch. Die Brettelhupfer sind die Tagediebe, die hinten auf die Wagen hupfen, wie die Flöhe, wenn sie erst den Wagenschlag zugemacht haben, und sich ein Ansehen geben, als wären sie was Rechtes.“

Wenige Minuten später kam Midei, der Wirtin hübsches Töchterlein, und als sie hörte, welcher Besuch zu erwarten war, sprach sie leise zum Vater: „Mir ist bang um die Mutter. Glaubt Ihr nicht, Vater, daß sie grob sein wird, wie immer? Ihr solltet halt mit der Mutter ein ernstes Wort reden.“

„Reden? Mit der Mutter reden über das, was sie tun soll, Midei, wann hätte denn das schon einmal geholfen!“

„Was steck's denn die Köpfe zusammen, wie die Schaf, wenn's donnert?“ rief die Mutter, unter der Tür erscheinend. „Denkst wohl, ich hab' dich vom Heu reinrufen lassen zum Plauschen? — Was hab't's denn miteinander?“

„Mutter,“ rief Midei, auf sie zu liegend, „weiß die Mutter, was ein Majestätsverbrechen ist?“

„Herr des Himmels, was fällt dem Mädchel ein?“

„Ja, der Herr Pfarrer hat's einmal aus der Zeitung vorgelesen, daß einer, der den König

beschimpft hat, auf viele Jahre als Majestätsverbrecher auf die Festung gesperrt worden ist, und da denk' ich halt — — —“

„Daß ich recht höflich sein soll mit dem König und kazenbudlerisch, damit ich nicht zeitlebens auf die Festung komme? So soll's wohl heißen, Jungfer Siebengeheit? Na, wir werden wohl wissen, was Brauch ist.“

„Mutterle, lieb's Mutterle, sei nur heut lieb und gut. Schau, so vornehme Leut sind ja net wie unsereins, die schau'n ja net ins Herz hinein, wie's da drin gemeint ist. Die halten sich ans Wort, und bist du grob mit dem König, so werden wir alle unglücklich.“

„Geh nur in die Kuchel,“ sprach die Wirtin ausweichend mit einem warmen Blick auf die anmutige Tochter, „und hilf mir, das übrige wird sich finden. Braucht keine Angst haben, ich fürcht mich nicht vor König und Kaiser und Festung. Sie machen mich nicht anders, als wie mir's eben ums Herz ist.“

Indem kam Hans mit den Fischen, Midei aber schnitt eiligst einen Arm voll Blumen im Garten ab, steckte sie in Gläser und stellte diese auf die weißgebedekten Tische im Wirtszimmer, so daß die große Stube recht freundlich ausah. Dann warf sie sich schnell noch in ihren Sonntagsstaat, wie auch der Vater sich sonntäglich angezogen hatte. Da schmetterte schon ein Posthorn und gleich ein zweites frohes Willkommen zwischen die Berge hinein und der Wirt rannte zur Haustüre und machte einen Bückling um den andern, ehe er noch einen Wagen sah. Auch Midei und Hans waren rasch bei ihm. Die Wagen hielten und der König meinte zum Grafen Haller, der mit ihm im ersten Wagen saß: „Wenn dies die Wirtin ist, so verrät ihre hübsche freundliche Miene nichts weniger als die von Seefeld gerühmte Derbheit.“

„Gott bewahre,“ erwiderte der General, das ist doch die Tochter des Wirtes, der sich noch den Schwindel holen wird, wenn wir ihn seine Bücklinge fortsetzen lassen.“

Lachend stieg der König aus, klopfte dem Wirt auf die Schulter, kneipte die hübsche Midei in die Wange und erschraf beinahe vor dem lauten Stoßseufzer, den der in die Ecke gedrückte Hans aus dem Innersten hervorpreßte, als die Herren so nahe bei ihm vorübergingen und ihn, wie er meinte, hinderten, den König zu sehen. Denn ihn stellte er sich vor wie den Schellen- oder Herzkönig mit Krone und Szepter und Reichsapfel in Gold und Purpur. Er wunderte sich, wie auch Midei, nicht wenig, daß der Landesherr ein so einfacher Mann und so gar kein majestätisches, sondern ein ganz harmloses freundliches Gesicht machte, wie ein anderer Mensch. Eher hätten sie den General oder den Adjutanten in Uniform und Orden für die Majestät gehalten als den lachenden dicken Mann mit dem blauen Rock, den blanken Knöpfen und der weißen Halsbinde.

„Nun laß er einmal seine Komplimente,“ sprach der König zum Wirt, „ich liebe dies nicht. Wo sind die bestellten Fische?“

„Sie werden sogleich ihre untertänigste Aufwartung machen,“ stammelte der verlegene Mann, dem der Gedanke, mit Sr. Majestät sprechen zu sollen, den Atem benahm und den das helle Lachen des Generals Haller vollends um die Besinnung brachte.

Midei sprang ihrem Vater bei. Mit anmutigem Knicks trat sie vor und sprach: „Mein Vater weiß schon, daß gebratene Fische keine Aufwartung machen können; nicht einmal unsere lebendigen Fische sind so gut abgerichtet. Er meint nur, wir werden dem Herrn König sogleich damit aufwarten.“

„Sapperlot, Madel,“ rief der General, „du hast Courage, wie ich merke. Schade, daß du kein Bub bist, du gäbst einen hübschen Soldaten.“

„Muß gehorjamst danken,“ erwiderte das Mädchen, „ist mir schon lieber, wie's der liebe Herrgott eingerichtet hat. Aber wär ich ein Bub, so macht ich schon auch einen tüchtigen Soldaten. Das wird so gar schwer nicht sein.“

„Bravo, mein Kind,“ sprach der König, „du bist ein wackeres Mädchen und willst du in die Stadt, so —“

„O, ich danke, Herr König. Ich bleib hier bei Vater und Mutter, bei meinen Kühen und Geißen, bei unsern Bergen und . . .“

„Nun und? Was stößt du denn und — — — denkst wohl an deinen Herzallerliebsten?“

„Nein, Herr König, einen Herzallerliebsten hab' ich nicht, aber einen Schatz, — den Jäger-toni von Rußdorf, und der wird mein Mann und keiner sonst auf Erden.“

Errötend über ihr Geständnis wollte Midei aus dem Zimmer, als der König sie anrief: „Weshalb willst du uns verlassen, gutes Kind?“

„Um die Mutter zu fragen, ob ich Bier oder Milch bringen soll.“

„Bring von beidem, meine Tochter, wir werden dann wählen, was uns zusagt.“ —

„Aber wo bleibt Eure Frau,“ fragte nun der König den Wirt, der in der unbehaglichsten Gemütsverfassung am Ofen stand.

„Sie ist in der Küche,“ stotterte er verlegen.

„So geht und sagt ihr, daß es Sitte ist, seinen Monarchen zu begrüßen, ihm die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, wenn er in ein Haus tritt.“

„Trotz, aus der vornehmen Gesellschaft sich entfernen zu können, rückte der Wirt in die Küche zu seiner Frau ab.

„Daß dieses Weib sich bei der Ankunft Eurer Majestät nicht sehen ließ, ist schon der erste Beweis ihrer Grobheit,“ meinte General Haller.

„Wer weiß,“ erwiderte König Max, „nach der Schilderung Seefelds bin ich zwar auf vieles

gefaßt, aber vielleicht zieht sie sich festlich an und hat auch sonst noch vieles zu tun.“

Indessen hatte Midei auf zinnernem Präsentiereller Milch und Bier vor den König gestellt. Der sagte zu ihr: „Wo bleibt denn deine Mutter? Ich sandte deinen Vater nach ihr, nun kommt auch er nicht mehr. Geh du, mein Kind, und sage deiner Mutter, daß ich sie zu sehen wünsche.“

„Ach, gnädigster Herr König,“ sprach das Mädchen ängstlich, „die Mutter hat zu tun. Niemand darf die Fische anrühren, man macht ihr nichts recht, es versteht's auch niemand so wie sie, und da läßt sie sich von niemand dreinreden.“

„Selbst nicht, wenn der König befehlt?“ fragte der Adjutant.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Midei, halb scheu, halb kühn, „ich glaube, es gibt keinen Menschen auf der Welt, von dem sich die Mutter was befehlen läßt. Aber ich will's der Mutter ausrichten, daß sie hereinkommen soll.“

Damit ging sie, und nun ließen sich mehrere Minuten weder Vater und Tochter noch Mutter blicken. Der König ward ernstlich ungeduldig und bat den Adjutanten: „Der Spaß dauert mir doch zu lang, sagen Sie der Frau, ich wünsche sie und die Fische endlich vor die Augen zu bekommen.“

Der Adjutant, wenig erbaut von dem Auftrag und doch neugierig, rief befehlshaberisch zur Küchentür hinein: „Wo ist denn die Wirtin?“

„Hier ist sie, was soll's mit ihr?“ entgegnete diese, ohne sich im Salzen und Bestreuen der Hechte irre machen zu lassen, während das Schmalz brodelte.

„Seine Majestät der König verlangen nach den Fischen und nach der Wirtin, die es noch nicht der Mühe wert gefunden hat, ihrem Landesherrn den schulbigen Respekt zu erweisen.“

„Wenn der König Hunger hat, soll er unterdessen was anderes essen. Die Fische lassen sich nicht fertig hegen,“ rief die Frau, „und auf dem Lande geht's nicht wie in der Hofküche, wo hundert Nichtstuer herumstehen. Ich habe mehr zu tun gehabt, als diese einfältigen Fische herzurichten. Hat der König sie gleich beim Ankommen fertig haben wollen, so hätte er eben früher schiden müssen.“

„Aber der König verlangt nach Ihrem Erscheinen, Frau —“

„Ich aber hab' kein Verlangen danach. Erst müssen meine Fische fertig sein.“

„Erzählen Sie den König nicht, Frau Wirtin! Er ist der König und hat zu befehlen, und wir haben zu gehorchen.“

„Das mag Er tun, Herr Lakai oder was Er ist, aber ich —“

„Ich bin Flügeladjutant des Königs!“

„Ob Er Flügel hat oder nicht, ist mir gleich. Sei Er, wer Er wolle, aber das rat ich Ihm, daß Er mir nicht in meinem eigenen Hause Grobheiten macht. Hier laß ich mir von niemand befehlen. Verstanden?“

„Also auch nicht vom König?“

„Nein, wenn er etwas Unvernünftiges befehlt. Wenn er verlangt, daß ich weglaufen soll, während die Fische auf dem Feuer stehen und das Schmalz heiß ist, so ist das was Dummes, und das tue ich nicht. Denn dann gehen meine Fische kaputt und meine Reputation als beste Fischkochin dazu, und mein guter Ruf ist mir um keinen Preis feil. Sag Er das Seinem Herrn und jezt laß Er mich in Ruh, sonst verbrennen meine Hechte.“

Der König lachte herzlich zu des Adjutanten Meldung und meinte, der Anfang sei vielversprechend. „Ist das Weib häßlich?“

„Nichts weniger; sie mag einst ganz wie ihre hübsche Tochter ausgesehen haben.“

„Hol mich der Kuduä,“ rief der General, „ich glaube, die Frau parierte selbst mir nicht!“

„Versuchen Sie es doch, lieber Haller,“ sagte der König, „bringen Sie ihr den bestimmten Befehl, vor mir zu erscheinen.“

„Euer Majestät,“ wagte der Adjutant achselzuckend zu bemerken, „ich fürchte —“

„Lassen Sie nur, ich will es darauf ankommen lassen. Gehen Sie, General, Sie haben ja schon gefährlichere Befehle von mir ausgeführt. Versuchen Sie Ihr Glück!“

„Nun Majestät, wenn ich einmal gehe, so versteht's sich von selbst, daß ich die Frau hereinbringe.“

„Aber,“ fügte der König bei, „nur durch die Gewalt der Worte.“

Höhnisch sah der Adjutant dem General nach, er konnte sich vorstellen, was ihn erwartete. Graf Haller aber kommandierte an der Küchentür mit fester Stimme: „Im Auftrag Seiner Majestät des Königs habe ich der Frau dieses Hauses zu befehlen, daß sie sich sogleich in die Stube zu verfügen habe!“

Ein lautes Gelächter war die Antwort auf dieses Machtwort.

„Was lacht Sie?“ schrie der General erboßt. „Da müßt ich von Holz sein, wenn ich über solche Tazen nicht lachen sollte. Glaubt Er denn, ich bin so dumm, nicht zu merken, daß alles nur Scherz ist. Der König will sich einen Spaß machen oder vielleicht nur Er, Herr Offizier, und der andere junge Soldat, der ein A-Adjunkt des Königs ist.“

„Die Frau irrt sich, es ist voller Ernst; dem König wird die Zeit lang,“ polterte der General. „Sie soll hineinkommen, Se. Majestät will mit Ihr sprechen.“

„Nun, wenn's der König gar nicht erwarten kann bis ich Zeit hab', zu ihm zu kommen, so

„Ist er halt zu mir rauskommen in die Kuchel. Er hat nicht weiter zu mir, wie ich zu ihm.“

„Was?“ schrie der General, „Sie meint wohl, es ist einerlei, ob Sie hinein zum König gehe oder der König zu Ihr herauskommen solle?“

„Versteht sich, das mein' ich. Der König ist der König, und ich bin die Wirtin von Fischbach! Ich zahl meine Steuern auf die Minute, leb recht und scheue niemand, achte das Gesetz und den lieben Gott und scher mich im übrigen nichts um die ganze Welt.“

„Aber die Frau ist ja —“

„Grob wie Sackleinwand, wollen Sie wohl sagen, Herr Korporal.“

„General, Frau,“ rief ganz bleich der Wirt, „siehst du denn die Orden nicht?“

„Ist mir alles eins, ob er General oder Korporal ist, es ralt' sich beides,“ erwiderte die Wirtin, immer heftiger werdend. „Mancher Korporal hat vielleicht mehr Pulver gerochen als 100 Generale und hätt' auch solche Kreuzeln und Sternlein verdient und kann nichts erlangen, weil die Großen an der Kaufe sitzen und alles wegschnappen.“

„Tausend Sapperment!“ schrie Graf Haller, „jetzt wird mir's zu dumm. Denkt das Weib, ich laß mich von ihr beschimpfen? Vorwärts marsch, hinein in die Stube! Der König wird Ihr sagen, ob General Haller Pulver gerochen und seine Orden verdient hat und mit Recht trägt.“ Dabei sagte der General die Frau am Arm. Aber Frau Liesel war ein unerschrockenes Weib. Mit rascher Schwentung entzog sie sich dem General, hob ihr Szepter, den Kochlöffel, hoch empor und rief laut mit funkelnden Augen: „Rühr Er mich nicht mehr an, Er alter Krippenreiter, sonst soll Er meinen Säbel schmecken! Vorwärts marsch, raus zur Kuchel! Hier bin ich Herr, und wer nicht meinen Kochlöffel spüren will, der mach sich aus dem Staub.“

„Liesel! Frau! Ich bitt dich bei allen Heiligen,“ flehte ihr Mann.

„Raus mit dir auch!“ rief die erbooste Frau, „ich will allein sein. In fünf Minuten bin ich beim König, wenn er nicht zu mir herauskommt, und werde mich beschweren.“ — Und mit hochgehobenem Kochlöffel auf die Männer eindringend, drängte sie beide hinaus und warf die Tür hinter ihnen zu, daß es krachte.

„Das Weib hat den Teufel im Leib!“ mit diesen Worten begann der General voll Zorn seinen Bericht vor dem König. Der Adjutant gönnte dem Grafen seinen Mißerfolg und lachte in sich hinein. Und auch Max I. lachte hell auf über die Vertreibung der Männer durch der Wirtin Kochlöffel.

„Ist aber nicht zum Lachen, Majestät,“ meinte Graf Haller, „die grobe Frau muß bestraft werden.“

Da riß Hans neugierig glöckend die Tür auf, und die langerwartete Wirtin mit einem großen Präsentierteller voll der schönsten goldgelben Karpfen und Hechten erschien in schneeweißer Schürze, die Ärmel emporgestülpt, daß man die kräftigen frischgewaschenen Arme sah, das Nieder festgezogen und daran die silbernen Ketten und Schaustüde glänzend und spielend. Ihr spitzer Hut saß fest und gerade auf dem dunklen Haar, und die braunen Augen schauten fest und treuherzig drein. Der König war angenehm überrascht von der stattlichen Erscheinung.

„Grüß Gott, Herr König, Majestät,“ sagte Frau Liesel und reichte dem König die derbe Rechte hin, „herzlich willkommen in meinem Haus!“

„Sie bringt Ihren Willkomm ziemlich spät, liebe Frau.“ Damit schlug der König in die dargebotene Hand ein, freundlich lächelnd.

„Besser spät als gar nicht, Herr König. Wär' ich gleich reingekommen, so hätte ich den König im Herzen wer weiß wohin gewünscht, weil nie-



Mit rascher Schwentung entzog sie sich dem General, hob ihr Szepter, den Kochlöffel, hoch empor.

mand derweisen in der Küche meine Arbeit getan hätte. Die ist jetzt gemacht, und ich kann meinen Herrn König mit gutem Gewissen selbst begrüßen und bedienen. Nun setze sich die Majestät aber auch nieder und lasse sich meine delikaten Fische schmecken. Der Herr König kriegt in seinem Leben keine besseren mehr.“ Und mit

sanfter Gewalt drückte die Frau den König in den Großvaterstuhl, den Midei herbeigezogen und mit einem bunten Tuch säuberlich überdeckt hatte.

Der König ließ sie gewähren, und schon legte ihm die Frau Wirtin das beste Stück aus der Schüssel vor, als General Haller, dem der König wie auch dem Adjutanten gewinkt hatte, sich zu setzen, barsch rief: „Nicht eher berühre ich das Essen, bis diese Frau mir ihre Beleidigungen abgebeten hat.“

„Dann kann Er verhungern, Herr General,“ erwiderte lachend die Wirtin; „ich bitte niemals etwas ab und wenn's mir das Leben kostet. Da könnte der gnädige Herr König eher auf mich böse sein, weil ich ihm hab' sagen lassen, er solle zu mir in die Kuchel kommen. Und der König ist doch noch was anderes als ein General, aber er ist auch hundertmal einsichtiger und denkt sich: die Frau redet halt frisch von der Leber weg, und es ist auch gar nicht so schlimm, wenn sie mir sagen läßt, ich soll zu ihr in die Kuchel kommen.“

„Meint Sie?“ lachte Vater Max.

„Freilich. Wenn aber Er, Herr General, glaubt, Er könnt mich ehrbare Frau behandeln wie einen Rekruten, da irrt Er sich. Dank Er Gott, daß ich nur den Kochlöffel hatte und nicht die Feuerzange, als Er mich am Arm packte und reinschleppen wollte.“

„Was?“ fragte der König, „Sie haben Gewalt brauchen wollen?“

„Ach, was da, ich wollte halt die Frau mit mir nehmen.“

„Ja, da sind die roten Flecken, die Er mir gedrückt hat. Die bringen ihm keine neuen Sternern und Kreuzern ein zu denen, die Er schon anhängen hat. Aber laß Er uns Frieden machen — ich verzeih' Ihm die Flecken und Er mir den Kochlöffel. Jetzt lasse Er sich die Fische gut schmecken.“ Damit drückte sie den General in den Sessel nieder und fügte, seinen grauen mächtigen Schnurrbart streifend, hinzu: „Prächtiger Bart das!“

Mit diesem Lob hatte Frau Liesel das Herz des alten Soldaten gewonnen und er vergaß Kochlöffel und Korporal und hinauswerfen und sah in der Wirtin auf einmal eine ganz angenehme vernünftige Frau. Das Mahl schmeckte den Herren vorzüglich. Mutter und Tochter waren voll Aufmerksamkeit für ihre Gäste, und der Vater stand abseits und konnte sich nicht genug wundern, wie Frau und Tochter es verstanden, mit den vornehmen Herren umzugehen, deren Anwesenheit allein schon ihn aus aller Fassung brachte.

„Aber wo sind denn unsere Diener?“ fragte der König. „Ihnen sollte doch auch eine Erfrischung zuteil werden. Sorgt für sie, Wirt.“

„Ist alles besorgt, Majestät Herr König,“ nahm

die Frau das Wort. „Sie sitzen drüben in der Gesindeküche und haben Fische, Brot und Schinken und Bier genug. Denkt denn der Herr König, ich wäre umsonst solange ausgeblieben? Aber 20 Fische wollen geschuppt und zubereitet sein, das geht nicht so im Handumdrehen.“

„Ich sehe wohl, ich werde die Frau noch um Verzeihung bitten müssen, daß ich so unvernünftig auf ihrem Erscheinen bestand,“ sagte der König scherzend und gab das Zeichen zum Aufbruch. Dann bot er der Wirtin die Hand und sagte: „B'hüt Sie Gott, Frau Wirtin! Eure Fische haben mir vorzüglich geschmeckt und Eure derbe Aufrichtigkeit war eine erfreuliche Zutat.“

„Danke schönstens, Herr König,“ versetzte Frau Liesel. „Ich weiß schon, daß man mich die groß' Wirtin von Fischbach nennt, und Majestät meinten, meine Grobheit sei eine schmachhafte Zutat gewesen. Aber das macht mir nichts. So wie ich bin, muß ich verdaut werden. Wem das nicht paßt, der kann draußen bleiben.“ Und allen ungeniert die Hände drückend, geleitete sie die hohen Gäste an die Türe. Da stieß Midei die Mutter an und deutete auf eine kleine Rolle, die neben des Königs Teller lag. Die Wirtin nahm rasch die Rolle und drückte sie dem Adjutanten, der ihr am nächsten war, in die Hand: „Die Wirtsleute von Fischbach lassen sich nicht für die Ehre bezahlen, ihren König bewirten zu dürfen. Das macht uns nicht arm.“

„Aber, liebe Frau,“ rief der König, „Sie wird doch nicht meinen, daß ich umsonst Ihre Fische essen und Ihr Bier trinken soll?“

„Warum denn nicht,“ entgegnete die Frau, „ist denn der König mit seinem ganzen Hofhalt nicht Jahr aus Jahr ein von unserem Fleisch und von — — —“

„Herr des Himmels,“ rief der Monarch, „machen wir, daß wir fortkommen, da könnten wir noch hübsche Dinge zu Ohren bekommen. Leb' Sie wohl, Frau! — Nimmt Sie das Geld nicht, so mag es Ihre Tochter als Hochzeitsgeschenk behalten. Und wenn das liebe Kind für ihren Schatz eine Anstellung zu suchen nach München kommt, so soll sie nicht vergeblich bitten.“

„Wird sich hüten, in die Stadt zu kommen, Herr König, werd' mein Kind nicht in Euer Sodom und Gomorra hineinschicken!“

„Zugefahren!“ rief der König lachend. „Ade, hübsches Kind, ade alle!“ nickte er dann noch leutselig aus dem Wagen heraus, der bald auf der Straße nach Ludorf verschwunden war.

Als auch der zweite Wagen weggefahren war, wurde der Platz vor dem Wirtshause allmählich leer, und bald ging alles wieder seinen gewohnten Gang. Nur Hans konnte sich von seiner Überraschung, einen König ohne Krone und Szepter gesehen zu haben, nicht sobald erholen und ebensowenig der Wirt von seinem Erstaunen über den Mut seiner Frau und Tochter.

Wider zählte mit leuchtenden Blicken die funkelnden Dukaten. Denn sie ermöglichten es ja ihrem Toni, sich weiterzubilden und ihm eine baldige Anstellung in Aussicht zu stellen.

Die Wirtin von Fischbach aber machte auch weiterhin dem Ruf ihrer Fische und ihrer Grobheit alle Ehre. —

Der Schneemann.

Novelle von Waltherr Burt.

Als die Lehrerin Clarissa Hiller an einem kalten Wintermorgen die Eisblumen in der Ecke ihres Schlafzimmersfensters mit ihrem warmen Hauch aufgetaut hatte und durch das kleine Loch, das dadurch klar geworden war, hinausschaute in den dämmernden Tag, weiteten sich plötzlich ihre Augen. Denn da stand in ihrem Vorgärtchen, das von den Schulkindern bisher immer in ängstlicher Scheu gemieden wurde, ein richtiggehender, tatsäclicher — Schneemann!

Clarissa zog finster die Brauen zusammen und wollte sich einen Augenblick entrüsten, dann aber, als sie die Brille geholt und den kalten Eindringling noch einmal angeschaut hatte, wandelte sich ihre Empörung in grenzenloses Staunen. Nein! Das war kein gewöhnlicher Schneemann! Der hatte etwas seltsam Bewegliches und Bewußtes und konnte unmöglich von Kindern oder übermütigen Bauernburschen gesormt sein! Und was trug er denn in den Händen? War das nicht einer der künstlichen Blumensträuße von den weißgebedekten Tischen in des Löwenwirts Herrenstube? Und hatte dieser Schneemann nicht einen — Augenausschlag — ja, einen Augenausschlag, der ausgerechnet nach Clarissas Fenstern heraufzielte? Einen Augenausschlag, der sie — beunruhigte . . .

Soviel stand fest: Das mußte ein Künstler gewesen sein, der sich hier einen, allerdings recht eigentümlichen Scherz erlaubt hatte! Blitzschnell überflogen die Gedanken der Lehrerin die kurze Reihe der winterlichen Sportgäste in dem kleinen Gebirgsnest, und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Das konnte nur der Bildhauer aus der Residenz gewesen sein, der ihr vor einigen Tagen eine Dämmerstunde im „Löwen“ so freundlich verkürzt hatte! Ein angehender Fünzigster, dem an den Schlafen bereits das erste Weiß schimmerte, und den sie so ernst genommen hatte . . . und nun dieser Jungensstreich! Gerade dem hatte sie so etwas nie zugetraut. —

Clarissa atmete tief auf. Es war sonderbar gewesen an jenem Abend: Im Gespräch mit dem Fremden hatte sie plötzlich, seit vielen Jahren zum erstenmal wieder, längst verschüttete Quellen in den Tiefen ihrer einsamen Seele rauschen zu hören vermeint, und sie war darob nicht etwa erschrocken, sondern hatte sich zu ihrer eigenen

Bewunderung sogar darüber gefreut. Und als er davon gesprochen, wie hart auch er sein Leben und seine Existenz erkämpft und wie er lange Jahre nur immer und immer wieder gegeben habe, ohne zu empfangen — gerade wie sie — da war eine warme Welle des Mitleids durch ihr Herz geflutet. Aber Clarissa Hiller wußte, wie gefährlich Mitleid mit Männern ist. Und von diesem Augenblick an hatte sie sich in jäher Erkenntnis der Lage in eine seelische Abwehrstellung versetzt und nur noch halb zugehört, als der Bildhauer davon sprach, daß er nun endlich sein Lebensschifflein in einen ruhigen und sicheren Hafen steuern zu dürfen, begründete Aussicht habe. Wenn nicht alles trüge, sei ihm die freigewordene Professur für Bildhauerkunst an der Kunstakademie der Residenz sicher. Und dann, ja dann sei es vorbei mit den Sorgen ums tägliche Brot, dann wolle er seinen alten Traum wahr machen von einer bescheidenen aber warmen Häuslichkeit . . .

„Möge es Ihnen glücken“, hatte sie fast frostig gesagt und war jäh aufgestanden, um sich zu verabschieden. „Die Hoffnung ist ja immer das belebende, stärkende und beglückende Moment in unserem Dasein. Aber sie ist auch trügerisch, und ich habe für meinen Teil gelernt, kurzerhand sofort auch den kleinsten Keim dieser gefährlichen Pflanze zu ersticken, sobald er sich zu rühren beginnt.“

Es war etwas aufgeregter herausgekommen, als sich mit dem Sinn des Gesagten vertrug, und darum fügte Clarissa, dessen wohl bewußt, noch hinzu: „Sehen Sie, und nun habe ich es durch strenge Selbstzucht soweit gebracht, daß ich wie mit einem Zauberstab jedes Bild, das Unruhe hineintragen könnte, aus meiner Seele bannen kann.“

Sie war mit sich zufrieden gewesen, als sie auf die dunkle Dorfstraße hinausstrat. Er brauchte nicht zu merken, daß es feige Flucht war, dieser Abschied! Es war auch feige Flucht gewesen, daß sie seit jenem Abend den „Löwen“ ängstlich gemieden und ihr Mittagbrot in einer anderen Gaststätte zu sich genommen hatte . . .

Und nun hatte dieser Mensch einen solchen Dummensjugensstreich verübt!

Clarissa wurde unruhig. Was würden die Leute sagen, die an dem Schneemann vorbeistämten? Nun ja . . . ein Schneemann . . . was war da schließlichs dabei? Aber der Blumenstrauß? Würde man nicht lachen über diese Huldigung, die im Grunde einer Verhöhnung gleich? Der Blumenstrauß mußte verschwinden, und zwar sobald als möglich!

Schnell die Schuhe angezogen und den Mantel umgeworfen und das bunte Ding weggeholt, bevor es Tag wurde! Gedacht — getan: Einen Augenblick später prangte er in der blauen Glasvase auf Clarissas Kleiderschrank.